

<b>Zeitschrift:</b>	Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerisches Nationalmuseum
<b>Band:</b>	8 (1946)
<b>Heft:</b>	4
<b>Artikel:</b>	Das Warnebertusreliquiar in Beromünster
<b>Autor:</b>	Baum, Iulius
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-163246">https://doi.org/10.5169/seals-163246</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Warnebertusreliquiar in Beromünster

VON IULIUS BAUM

(TAFELN 55–58)

## I

Über das Warnebertusreliquiar im Stiftsschatz zu Beromünster schweigen gewichtige wissenschaftliche Darstellungen, in denen man einen Bericht darüber erwartet. Egli übergeht es in seiner Abhandlung über die christlichen Inschriften der Schweiz<sup>1</sup> mit Stillschweigen. Die Begründung für diese nicht auf Unkenntnis des Denkmals beruhende Maßnahme liefert die in der Reihe der Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich der Arbeit Eglis unmittelbar folgende Schrift Stückelbergs<sup>2</sup>, die das Kästlein in das 10. Jahrhundert datiert. Auch der gewissenhafte Leclercq zählt es nicht zu den Stücken, die im Rahmen seiner Abhandlung über die frühen Reliquiare<sup>3</sup> Aufnahme verdienten. Es entging ihm, daß sein Gewährsmann Molinier, der in seiner *Histoire générale* sich für die Entstehung des Kästleins im 10. Jahrhundert entschieden hatte<sup>4</sup>, den Irrtum später berichtigt<sup>5</sup>. Trotz den genannten Lücken ist die Literatur über das Denkmal umfangreich genug. Die erste und ausführlichste Darstellung widmet ihm 1869 I. L. Aebi<sup>6</sup>. Ihr folgen Lütolf<sup>7</sup> und die lokalgeschichtlichen Arbeiten von Estermann<sup>8</sup> und Riedweg<sup>9</sup>. Den frühesten Versuch einer stilkritischen Einordnung in den Kreis verwandter Werke gibt Rahn<sup>10</sup>. Über seine Ergebnisse hinaus gelangen die Untersuchungen von Guyer<sup>11</sup>. Die Inschrift veröffentlicht erneut, im Anschluß an Aebi, F. X. Kraus<sup>12</sup>. Der Unsicherheit Moliniers wurde bereits gedacht. Im vierten Band seiner *Histoire générale* weist er zunächst darauf hin, daß die Technik des Glasschmelzes und der flachen Steineinlage im 9. Jahrhundert mehr und mehr durch die Verwendung der Einlage vorspringender Steine ersetzt werde. «Mais, bien entendu», fährt er fort, «cette modification a été plus ou moins rapide, suivant les contrées, et c'est ainsi qu'on a pu attribuer avec quelque vraisemblance, au X<sup>e</sup> siècle seulement, un intéressant reliquaire portatif que possède la collégiale de Bero-Munster.

<sup>1</sup>) E. Egli, Die christlichen Inschriften der Schweiz vom 4.–9. Jahrhundert, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, XXIV, Heft 1, 1896.

<sup>2</sup>) E. A. Stückelberg, Reliquien und Reliquiare, ebenda, Heft 2, 1896, S. 91.

<sup>3</sup>) H. Leclercq, Châsses, in Cabrol-Leclercq, Dictionnaire d'archéologie chrétienne, III, 1, 1913, col. 1101 sq.

<sup>4</sup>) E. Molinier, Histoire générale des arts appliqués à l'industrie, IV, Orfèvrerie, 1901, p. 75.

<sup>5</sup>) E. Molinier, L'Art à l'époque barbare, in A. Michel, Histoire de l'art, I, 1, 1905, p. 423.

<sup>6</sup>) I. L. Aebi, Bericht über ein altes Reliquienkästchen in der Stiftskirche zu Beromünster, Geschichtsfreund, XXIV, 1869, S. 231 ff.

<sup>7</sup>) A. Lütolf, Die Glaubensboten der Schweiz, 1871, S. 26ff.

<sup>8</sup>) M. Estermann, Die Sehenswürdigkeiten von Beromünster, 1878, S. 30.

<sup>9</sup>) M. Riedweg, Geschichte des Collegiatstiftes Beromünster, 1881, S. 16.

<sup>10</sup>) J. R. Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, 1876, S. 118f. Rahn, Zur Statistik der schweizerischen Kunstdenkmäler, IX, Kt. Luzern, Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, XVIII, 1885, S. 129.

<sup>11</sup>) S. Guyer, Die christlichen Denkmäler des ersten Jahrtausends in der Schweiz, 1907, S. 62f.

<sup>12</sup>) F. X. Kraus, Die christlichen Inschriften der Rheinlande, II, 1894, S. 29, Nr. 59.

Au point de vue de la forme, de la distribution des ornements, de sa destination aussi, cette pièce possède tant d'analogies avec celle d'Utrecht qu'au premier abord on serait tenté de l'attribuer à la même époque.» Vier Jahre später, in seinem Beitrag zu Michels *Histoire de l'art*, macht Molinier sich von seinen Bedenken frei; er datiert das Kästlein nun in das 9. Jahrhundert. Baum<sup>13</sup> und Braun<sup>14</sup> geben ihm den ihm entwicklungsgeschichtlich zustehenden Platz. Lehmanns schweizerische Kulturgeschichte<sup>15</sup> widmet ihm wenigstens eine Abbildung.

## II

Das Kästlein von Beromünster gehört in die Reihe der bursaförmigen Reliquiare, die sich in der Merowinger- und Karolingerzeit großer Beliebtheit erfreuen. Es sind rechteckige Behältnisse mit Deckeln in der Form abgewalmter Satteldächer; an den Schmalseiten, seltener am Dachfirst, haben sie Vorrichtungen zum Durchziehen eines Riemens zum Tragen auf der Brust; die Unterseite ist, weil beim Tragen sichtbar, meist bearbeitet. Das Behältnis von Beromünster ordnet sich in dieses Schema ein. Es ist eines der kleinsten Denkmäler seiner Gattung. Die mittels Stäbchenzapfen an einander genieteten vier unteren Wände sind an den Langseiten breit, an den Schmalseiten hochrechteckig. Die Bodenplatte diente am ursprünglichen Behältnis zweifellos als Schiebedeckel. Das jetzige, zum Öffnen bestimmte und an der Rückwand durch einen in Angeln laufenden Zapfen befestigte Dach bildet vorn und hinten trapezförmige, seitlich dreieckige Flächen. Die Länge beträgt am Boden 12,2 cm, innen 10,4 cm, am First 5,6 cm, die Tiefe 4,8 cm, innen 4,6 cm, die Höhe 5,6 cm, bis zum First 10,2 cm. Das Innere war, nach Aussage der beiden Langwände, die durch Linien im Verhältnis 2,7:6,0:2,7 cm gegliedert sind, dreiteilig; an der Deckelinnenseite befinden sich zwei Ringe zum Befestigen der Reliquie. Schreinwände und Dachflächen bestehen aus vergoldeten ornamentierten Kupferbronzeplatten, die, wie schon Rahn feststellte<sup>16</sup>, gegossen und nachgestochen sind. Die Oberfläche ist für Steineinlagen und Grubenschmelz bearbeitet, derart, daß die Metallstege die Zeichnung des Ornaments ergeben. Die vorderen Wände des Kästleins und des Daches unterscheiden sich stilistisch von den übrigen Seiten (Abb. 1). Beide zeigen ein aus scheibenförmigen Zellen gebildetes Bordürenmuster; die größer gehaltenen Eckvertiefungen dienen zur Aufnahme von Edelsteinen. Je ein Edelstein schmückt, oben von einem, unten von zwei, mit ähnlichen Rundzellen gefüllten Ringen umgeben, die Mitte der Vorderflächen. Dieses Hauptornament wirkt wie eine prächtige Scheibenfibel. Zu den Seiten der Ringe sind aus je fünf länglichen Zellen gebildete gleichschenklige Kreuze symmetrisch geordnet. Den Rest der Flächen überspinnt enges, wirres Bandgeflecht mit Schlangenköpfen. Alle Vertiefungen, abgesehen von den für Edelsteine bestimmten Plätzen, waren gleichmäßig mit rotem Glasschmelz geschmückt. Völlig anderer Art als der Charakter der beiden Vorderflächen ist der Stil der übrigen Seiten des Behältnisses. Die Stege sind hier bis in die Tiefe sorgfältig schräg geschnitten, so daß der Metallschnitt für sich allein zur Füllung der Fläche genügt und Schmelz und Steine, von denen übrigens keine Spur erhalten ist, entbehrlich machen würde. Vor allem aber hat das Ornamentmuster (Abb. 2), entgegen den abstrakten Bildungen der Vorderseite, hier pflanzlichen Charakter. Auch auf der Rückseite ist das Mittelfeld von einer Bordüre umgeben. Sie wird von einer Wellenranke durchzogen, deren Bie-

<sup>13</sup>) I. Baum, *Die Malerei und Plastik des Mittelalters in Deutschland, Frankreich und Britannien*, Handbuch der Kunswissenschaft, 1930, S. 111. Die dort gegebene Einordnung wird hier schärfer bestimmt.

<sup>14</sup>) J. Braun, *Die Reliquiare des christlichen Kultes*, 1940, S. 198; hier die vollständigste Aufzählung der verwandten Stücke. Die späte Datierung des neu gefundenen Ennabeuren Reliquiars beruht auf Unkenntnis des Originals; vgl. I. Baum, *A Merovingian Casket lately discovered at Ennabeuren*, Abstracts of Communications of the XIVth Congress of History of Art, 1939, p. 3. K. Grober, *Ein Taschenreliquiar aus dem 7. Jahrhundert*, Münchener Jahrbuch der bildenden Künste, N. F. XIII, 1939, S. 7ff.

<sup>15</sup>) H. Lehmann, *Die Schweiz im Spiegel der Jahrhunderte*, 1937, S. 121.

<sup>16</sup>) Rahn, *Zur Statistik, a. a. O.*, S. 129.

gungen in regelmäßigm Wechsel Blattwerk füllt. Der mittlere Teil der Fläche zeigt ein nicht streng symmetrisches Ornament. Zwei einander in der Mitte berührende, wiederum mit Blattwerk gefüllte Wellenranken sparen zwei Medaillons aus, von denen das größere durch eine aus zwei liegenden Palmetten gebildete Rosette, das kleinere durch eine liegende Palmette gebildet wird. Die zugehörige Dachfläche zeigt in der Mitte in kreisförmiger Einfassung einen Kelch, aus dem symmetrisch zwei Blattranken wachsen. Seitlich schließen sich einander durchkreuzende Blattranken an. An den Schmalseiten herrscht ein großes, aus Kreis und Dreieck zusammengesetztes, zangenartig wirkendes Ornament vor (Abb. 3), von Blattwerk eingerahmt; darüber findet sich ein Scharnier zur Aufnahme der Tragriemen. Die dreieckigen Dachflächen füllt als Schmuck eine akroterionartige Palmette. Auch an diesen Seiten dienen die Vertiefungen teils als Schmelz-, teils als Steinfassung. Den First schmückte ein Kamm; drei Ansätze sind vorhanden.

In ihrer Gesamthaltung sind die beiden Vorderflächen des Kästleins Zeugnis eines älteren Stiles als die übrigen Teile. Das enge Schlangengeflecht entspricht bei den Franken, Burgunden und Alamannen dem Kunstwollen des 7.–8. Jahrhunderts. Zwar wird das Flechtband, das seit der Mitte des 6. Jahrhunderts die von der Antike her noch lebendige Pflanzenranke in unseren Breiten zunächst verdrängt, im 9. und selbst 10. Jahrhundert in der Buchmalerei, der Metallkunst und der Steinskulptur noch häufig verwendet<sup>17</sup>. Aber es ist dann weitmaschiger und gehorcht einem andern Rhythmus als in der Frühzeit. Die enge Bandverschlingung mit den Schlangenköpfen entspricht dem in Skandinavien zwischen 600 und 700 herrschenden älteren Vendelstil<sup>18</sup>, dessen Vorkommen auch bei uns durch münzdatierte Grabfunde gesichert ist, z. B. um 700 durch den Hintsninger Grabfund<sup>19</sup>. Die folgende Stufe der Entwicklung wird etwa durch die Schnalle Nr. 9 aus Fétigny im Kantonalen Museum zu Fribourg gekennzeichnet<sup>20</sup>; Zeiß nennt sie spätmerowingisch<sup>21</sup>. Einer noch späteren Entwicklung gehört das locker geschlungene Bandornament auf der um 750 zu datierenden Vorderseite des Lindauer Evangeliiars in der Morgan Library<sup>22</sup> und auf dem burzenförmigen Kästlein<sup>23</sup> im Domschatze zu Chur (Abb. 6 und 7) an. Von dem Gegenstück in Beromünster unterscheidet es sich durch die Dünne des Kupferblechs, die nur Treibarbeit gestattete, und durch seine Größe; es misst in der Länge 17,5 cm, in der Höhe 16 cm und in der Tiefe 6 cm. G.-L. Micheli möchte, auf Grund der Vergleichung mit frühkarolingischen Buchmalereien in St. Gallen, mit der Datierung bis in das 9. Jahrhundert heruntergehen<sup>24</sup>. Ist – im Hinblick auf die rätische Stilverspätung – die Möglichkeit einer so späten Entstehung des Churer Kästleins nicht abzulehnen, so beweist sie gleichwohl nichts für das Alter der Vorderseiten des Reliquiars von Beromünster, die einem älteren Stil angehören und, wie darzulegen sein wird, aus einer in der Kunstartentwicklung fortgeschrittenen Landschaft stammen.

Bei der Betrachtung der übrigen Seiten des Reliquiars von Beromünster fallen das gänzliche Fehlen des Bandgeflechtes und die Vorherrschaft pflanzlicher Formen auf. Altertümlich wirkt allenfalls das aus Kreis und Dreieck bestehende Hauptornament der Schmalwände, das ein wenig an den

<sup>17)</sup> Baum, Frühmittelalterliche Denkmäler der Schweiz, 1943, S. 24ff.

<sup>18)</sup> Niels Åberg, Förhistorisk nordisk ornamentik, 1925, Fig. 173ff.

<sup>19)</sup> J. Werner, Münzdatierte austrasische Grabfunde, 1935, S. 59, 101, Taf. 31, Nr. 1.

<sup>20)</sup> M. Besson, L'Art barbare dans l'ancien diocèse de Lausanne, 1909, pl. 18.

<sup>21)</sup> H. Zeiß, Studien zu den Grabfunden aus dem Burgundenreich an der Rhône, Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, 1938, Heft 7, S. 67. O. Tschumi, Burgunder, Alamannen und Langobarden in der Schweiz, 1945, S. 220, unterscheidet zwischen einem flächenfüllenden Stil (600–700) und einem anschließenden Stil des Dünnerwerdens der Ziermuster (700–750). Hiernach gehörte das Kästlein von Beromünster in die letzte Gruppe, deren Anfänge jedoch noch in das letzte Drittel des 7. Jahrhunderts datiert werden müssten.

<sup>22)</sup> I. Baum, La Sculpture figurale en Europe à l'époque mérovingienne, 1937, fig. 122.

<sup>23)</sup> E. Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, I, 1937, S. 30, wendet sich gegen die Bezeichnung «Reliquiar», da die Fisch-Vogelsymbolik des Schmalseitenornaments die Verwendung als Verschciborium nahe legt.

<sup>24)</sup> Geneviève-Louise Micheli, Recherches sur les manuscrits irlandais décorés de Saint-Gall et de Reichenau, Revue archéologique, 1936, p. 67 sq.

Zangenfries des Theoderichgrabes in Ravenna gemahnt. Man wird darum das Kästlein nicht für ostgotisch und die schönen Palmetten und Blattranken nicht für aus der spätantiken Tradition erwachsen ansehen, trotz der Ähnlichkeit der Palmetten auf den Dachflächen mit Ornamenten auf spätömischen Kerbschnittschnallen, wie z. B. auf der von Behrens<sup>25</sup> veröffentlichten Schnalle aus Gellep. Die vegetabile Ornamentik, die in den mediterranen Gebieten und auch in England, besonders in der Nachbarschaft des Roman Wall<sup>26</sup> niemals ganz ausstirbt, sondern meist in enger Verbindung mit dem Flechtband verwendet wird, erwacht auch im Merowingerreich nördlich der mediterranen Wasserscheide gegen 700, in der Steinskulptur wenigstens, allmählich zu neuem Leben. Hubert, der die schönen spätantiken Weinrankensäulen aus Notre-Dame de la Daurade in Toulouse zur Vergleichung abbildet, bietet aus Neustrien und Burgund die korinthischen Kapitelle aus den Krypten von Saint-Denis und Jouarre, die im späten 7. und im 8. Jahrhundert entstanden, sowie das aus dem 8. Jahrhundert stammende, mit Pflanzenornament bedeckte Grabmal des hl. Desiderius in Saint-Dizier bei Delle<sup>27</sup>. Selbst in Austrasien findet sich vereinzelt Blattornament; zum schönsten gehört die Blattranke aus der Abtei St. Peter im Museum zu Metz<sup>28</sup>; im Süden herrscht Einwirkung aus Italien vor, wo auch in der Langobardenzeit die antike Tradition nie ganz abbrach<sup>29</sup>. Weit seltener noch als in der Steinskulptur sind in der englischen und merowingischen Goldschmiedekunst des 6.–8. Jahrhunderts Pflanzenformen nachzuweisen.

Erst der Wille Karls des Großen, an die antike Formenwelt wieder anzuknüpfen<sup>30</sup>, lässt das Pflanzenornament auch in der Kleinkunst von neuem erstehen. Gleichwohl ist an dem Kästlein von Beromünster eine Bezugnahme der antikisierenden auf die mit Schlangenornament gefüllten Flächen nicht zu erkennen; sie trat noch mehr hervor, solange die Edelstein- und Schmelzfüllungen völlig erhalten waren. Besonders deutlich wird eine solche Beziehung auch an den Schmalwänden, wo die Scharniere für den Tragriemen mit jenen an dem um 650 entstandenen Teudericusschrein zu Saint-Maurice<sup>31</sup> fast völlig übereinstimmen. Anderseits ist die Stilverwandtschaft des Blattwerkes mit fest datierbarem frühkarolingischen Pflanzenornament nachweisbar. Das an der Basis 17,8 cm, am First 8,0 cm breite, 14,6 cm hohe Altheusreliquiar im Domschatze zu Sitten (Abb. 6 und 9), nach seiner Inschrift auf der Bodenplatte

HANC CAPSAM DICATA IN HONOR SCE  
MARIAE ALTHEUS EPS FIERI ROGAVIT (Abb. 14)

von Bischof Altheus von Sitten (780–799) gestiftet<sup>32</sup>, zeigt auf der Rückseite zwei Blütenstengel, an den Schmalseiten zwei palmettenartige Ornamente, die in ihrer Bildung dem Pflanzenornament

<sup>25</sup>) G. Behrens, Spätömische Kerbschnittschnallen, Schumacherfestschrift, 1930, S. 204, Taf. 31, Fig. 5.

<sup>26</sup>) J. Brøndsted, Early English Ornament, 1928, p. 16 sq., besonders Fig. 17–37. Sehr bezeichnend die Kreuze von Bewcastle, Croft, Easby, Jedburgh.

<sup>27</sup>) Jean Hubert, L'Art préroman, 1938, pl. 30–33, 37.

<sup>28</sup>) A. Boinet, Metz, Congrès archéologique de France, 83e session, tenue à Metz, Strasbourg et Colmar, en 1920, 1922, p. 47.

<sup>29</sup>) Erinnert sei etwa an die Lauteracher Platte im Museum zu Bregenz, an die, nachdem sie bereits von A. Helbock, Spuren langobardisierender Kunst in Vorarlberg, Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs, 1914, S. 47, und vom Verfasser (Die Malerei und Plastik des Mittelalters, a. a. O., S. 47) als alamannische Schöpfung nach langobardischem Muster veröffentlicht war, an dieser Stelle neuerdings E. Schaffran erinnerte (Zeitschrift für schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte, I, 1939, S. 235ff.).

<sup>30</sup>) A. Goldschmidt, Das Nachleben der antiken Formen im Mittelalter, Bibliothek Warburg, Vorträge, I, 1923, S. 40. I. Baum, Die Malerei und Plastik des Mittelalters, a. a. O., S. 72ff.

<sup>31</sup>) M. Besson, Antiquités du Valais, 1910, p. 20, fig. 12. F. Gysin, Der Schatz von Saint-Maurice, «Du», Schweiz. Monatshefte, III, 1943, S. 10.

<sup>32</sup>) J. O. Blavignac, Histoire de l'architecture sacrée dans les anciens évêchés de Genève, Lausanne et Sion, 1853, p. 134 sq. Ferdinand de Lasteyrie, Histoire de l'orfèvrerie, 1875, p. 88 sq. F. de Mély, Visite aux trésors de Saint-Maurice d'Agaune et de Sion, Bulletin archéologique de la Commission des travaux historiques, 1890, p. 389. Stückelberg, a. a. O., p. 45. M. Besson, Antiquités du Valais, 1910, p. 34 sq. H. Leclercq, a. a. O., col. 1144. M. Rosenberg, Zellenschmelz, III, 1922, S. 63.

in Beromünster nicht unähnlich sind. Auch das Weintraubenornament am Kästlein von Muotatal (Abb. 10 und 11), von Birchler in das Ende des 8. Jahrhunderts datiert<sup>33</sup>, hat den nämlichen Stilcharakter. Das Kästlein in Muotatal ist noch kleiner als jenes in Beromünster: 6,5 cm lang, 6,4 cm tief, 3,5 cm hoch.

Am nächsten verwandt mit unserem Denkmal ist, wie schon Molinier feststellte, das im Rhein bei Nymwegen gefundene Reliquiar im Erzbischöflichen Museum zu Utrecht<sup>34</sup>. Das Kästlein ist 6 cm breit, 3 cm tief, 5 cm hoch. Die Vorderseite lässt sowohl unten wie an der Dachfläche die Disposition von Beromünster erkennen, in der Mitte einen Edelstein, von einem Ring kleiner runder Zellen für Schmelz umgeben, zu den Seiten je ein griechisches Kreuz. Das Ornament der Füllungen besteht nicht aus Schlingband, sondern aus Pflanzenranken. Die Einfassung wird aus rechteckigen Zellen für Granatfüllung oder Schmelz gebildet. Die Rückwand hat keine Rankenbordüre. Das Hauptornament setzt sich aus zwei liegenden, gegen einander gekehrten akroterienartigen Palmetten zusammen; an der Dachfläche dominiert an der gleichen Stelle wie in Beromünster ein Kelch, von Ranken umgeben. Beide Schmalwände zeigen unten nochmals das Kelchmotiv, am Dach eine Palmette; das Dreieckmotiv fehlt, und die Scharniere sind einfacher. Die Unterseite ist durch Stäbchen in drei gleiche Felder geteilt (Abb. 4 und 5). Über die Entstehung des Stückes im Zeitalter Karls des Großen herrscht bei allen Forschern Einigkeit. Die gleiche Ursprungszeit gilt auch für die verwandten Teile des Kästleins von Beromünster. Können also diese Teile keinesfalls um 700 geschaffen sein, so lässt sich die Möglichkeit einer verspäteten Entstehung der schlingbandgeschmückten Vorderflächen um 800, aus den früher dargelegten Gründen, nicht völlig in Abrede stellen, sofern ihre Datierung in die Merowingerzeit nicht entscheidend gestützt werden kann. Eine solche Stütze aber liefert die Inschrift auf der Unterseite des Reliquiars.

### III

Die beim Tragen sichtbare, ursprünglich als Schiebedeckel dienende Unterseite des Reliquiars trägt, ähnlich angebracht wie am Altheusreliquiar im Domschatz zu Sitten (Abb. 14), die Inschrift (Abb. 13):

+ UUARNEBERTUS P. PFIERE  
IUSSIT AD CONSERVANDO RELIQI  
ASS CIMARIE PETRI OPERAE TRIBUANT  
IPSIUS PONTEFICE AMEN +<sup>35</sup>.

Aebi liest die Inschrift: WARNEBERTUS P. P. FIERI IUSSIT AD CONSERVANDAS RELIQUIAS SANCTAE MARIAE. PETRI OPERAE TRIBUUNT IPSIUS PONTIFICIS. AMEN und deutet sie etwa folgendermaßen: Propst Warnebertus ließ das Beihältnis zur Aufbewahrung von Reliquien der hl. Maria machen. Man schreibe es der Bemühung des Bischofs Petrus selbst zu<sup>36</sup>. Aebis Lesung und Deutung stützt sich kritiklos auf die lokale Historiographie. Über die Anfänge von Beromünster gibt es zwei Versionen. Nach der einen wurde um 720 ein Benediktinerkloster angelegt. Diese Legende beruht auf einer Verweichlung des Grafen Bero von Lenzburg, des Stifters von Beromünster, mit dem elsässischen Boronus,

<sup>33</sup>) L. Birchler, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz, II, 1930, S. 256.

<sup>34</sup>) Ch. de Linas, Coffret incrusté et émaillé du Musée archiépiscopal d'Utrecht, Revue de l'Art chrétien, t. 28, 1879, p. 308 sq. E. Molinier, Histoire générale, a. a. O., IV, 1901, p. 75. H. Lüer und M. Creutz, Geschichte der Metallkunst, II, 1909, S. 80. H. Leclercq, a. a. O., col. 1138, fig. 2693, 2703.

<sup>35</sup>) Bei der paläographischen und philologischen Deutung der Inschrift durfte der Verfasser sich der fachkundigen Beurteilung durch die Herren Dr. Konrad Bauer in Schönberg i. T., Dr. Marcel Beck in Bern, Dr. A. Bruckner in Basel, Professor Dr. A. Debrunner in Bern, Professor Dr. R. v. Heckel in München, Professor Dr. Léon Kern in Bern, Dr. Dietrich Schwarz in Zürich erfreuen. Ihnen allen sei für die freundliche Hilfe gedankt, ebenso für archivalische Hinweise den Herren Professor Dr. A. Largiadèr in Zürich und Dr. Josef Schmid in Luzern, für Mitlesen der Korrektur Fr. Dr. L. Böhling in Stuttgart.

<sup>36</sup>) Aebi, a. a. O., S. 241, 231.

der 723 und 726 als Wohltäter des Klosters Honau im Elsaß erwähnt wird<sup>37</sup>. Sie wurde eine Zeit lang durch einen Lesefehler Grandidiers gestützt, der, auf Grund einer unrichtigen Urkundenabschrift, unter am 21. Juni 810 erfolgten Vergabungen an Honau auch Beronia nennt<sup>38</sup>; Schöpflin<sup>39</sup> hatte vor ihm schon richtig Buchonia. So konnte Beat Fidel zur Lauben es sich gestatten, in seiner für die Frühzeit frei erfundenen *Tabula reverendissimorum Monasterii sive Collegiatæ* in Argovia Beronensi Præpositorum Warnebert als Propst zwischen 813 und 850 zu nennen<sup>40</sup>. Aebi stützt sich übrigens stärker auf die der Stiftshistoriographie geläufigere Tradition, wie sie in dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden *Liber vitæ Beronensis* und der 1621 von Propst Ludwig Birchler angelegten *Series Præpositorum Ecclesiæ Beronensis* festgehalten wird. Nach ihr ist Warnebert erster Propst des Benediktinerklosters; Birchler nennt ihn mit dem vorsichtigen Zusatz: *quo autem tempore vixerit, ... non constat, cum præter solum nomen apud nos nihil exstet*<sup>41</sup>. Aebi schöpft aus dem *Liber vitæ*, daß Warnebert 880 nach Beromünster gekommen und dort 896 gestorben sei. Auf dieser Tradition fußend, die ihren einzigen Ursprung auf einer phantasielosen Auslegung der Reliquiarinschrift hat, glaubt dann Aebi, diese Inschrift, analog etwa der Teudericusinschrift in Saint-Maurice (Abb. 12)<sup>42</sup>, erklären und in Warnebert den Auftraggeber, in dem 918 verstorbenen gelehrten Bischof Petrus II. von Como den Überwacher der Ausführung erkennen zu dürfen. Zu diesem Knäuel falscher historischer Angaben gesellt sich Aebis philologischer Hinweis, die Inschrift sei ihrem Latein nach bis in das 10. Jahrhundert hinein möglich, um die späte Datierung des Denkmals immer wieder aufleben zu lassen. Lütolf und Riedweg<sup>43</sup> versuchten sie auf ihre Art historisch zu unterbauen, indem sie den Warnebertus der Inschrift mit einem 994 bei der Wahl des Abtes Odilo in Cluny anwesenden namensgleichen Kleriker<sup>44</sup> identifizierten und das SCI MARIE der Inschrift auf Reliquien des hl. Marius bezogen. In Wahrheit läßt sich ein Propst Warnebertus in Beromünster so wenig nachweisen wie das Bestehen einer Benediktinerniederlassung vor der durch den Grafen Bero von Lenzburg (gest. 981) vollzogenen Stiftung der Kollegiatkirche. Auch das Vorhandensein des Reliquiars kann frühestens aus den ältesten Erwähnungen des Namens Warnebertus in den chronikalischen Aufzeichnungen des Stiftes erschlossen, also nicht vor dem 15. Jahrhundert belegt werden.

Th. v. Liebenau interpretiert die Inschrift, die er nicht fehlerfrei liest, wie folgt: Bischof Warnebertus ließ aus dem Stiftsgut von St. Peter das Reliquiar für die Kirche von St. Maria erstellen<sup>45</sup>. Wertvoller als die allzu großzügige Übersetzung ist ihre Erläuterung. Sie wird im wesentlichen von P. Joseph Braun anerkannt, dem eine noch genauere Lesung und Deutung zu danken ist<sup>46</sup>:

WARNEBERTUS PONTIFEX PRAEPOSITUS FIERI  
IUSSIT AD CONSERVANDUM RELIQUI-  
AS SANCTAE MARIAE ET PETRI OPEM TRIBUENTE  
IPSIUS PONTIFICE. AMEN.

Herr Professor Léon Kern, der die Freundlichkeit hatte, Brauns Entzifferung zu überprüfen, kommt zu einer sich noch enger an den originalen Wortlaut haltenden Lesung. Er schließt den ersten Teil mit MARIAE ET PETRI und fügt dann den selbständigen Nachsatz an: OPEM

<sup>37)</sup> Grandidier, *Histoire de l'Eglise et des Evêques de Strasbourg*, I, 1775, p. 400, 408. Lütolf, a. a. O., p. 27.

<sup>38)</sup> Grandidier, a. a. O., II, 1775, p. 153. Der Irrtum war, was Aebi entgangen war, schon 1860 berichtigt.

<sup>39)</sup> Schöpflin, *Alsatia diplomatica*, 1772.

<sup>40)</sup> Th. v. Liebenau, *Urkundenbuch des Stiftes Beromünster*, I, *Geschichtsfreund*, LVIII, 1903, S. 51f.

<sup>41)</sup> Th. v. Liebenau, a. a. O., S. 47.

<sup>42)</sup> I. Baum, *La sculpture figurale*, a. a. O., p. 98, fig. 117.

<sup>43)</sup> Lütolf, a. a. O., S. 28f. Riedweg, a. a. O., S. 16f. Rahn, *Zur Statistik*, a. a. O., S. 129.

<sup>44)</sup> Mabillon, *Annales Ordinis S. Benedicti*, 1707, t. IV, lib. 50, cap. 59.

<sup>45)</sup> v. Liebenau, a. a. O., S. 47.

<sup>46)</sup> J. Braun, *Die Reliquiare des christlichen Kultes*, 1940, S. 198.

TRIBUANT IPSIUS PONTIFICIS, d. h. Maria und Petrus mögen das Vermögen des Bischofs selbst widmen; damit werden Änderungen am Originaltext auf das Mindestmaß verringert. Ein einziger Warnebertus läßt sich nachweisen, der zugleich Bischof und Propst war. Es ist, wie v. Liebenau ermittelte und Braun bestätigte, der in der Vita S. Medardi<sup>47</sup> erwähnte, um 676 gestorbene, unwürdige Präpositus des Klosters S. Medardus<sup>48</sup>, später auch Bischof, Warinbert von Soissons, dessen Kathedrale ursprünglich Maria und Petrus geweiht war. Das Kästlein gehörte damit zu den Beispielen für die oft belegte Tatsache, daß Schurken gern in frommen Stiftungen weiter leben. Nach v. Liebenaus Vermutung wäre das Reliquiar während des Feldzuges des Herrn von Couci, Grafen von Soissons, 1375 als Beutestück in den Aargau gelangt.

Mit diesen historischen Nachweisen steht die Inschriftenforschung nicht in Widerspruch. Die paläographischen Fachleute neigen zwar zu einer Datierung der Inschrift in das 8. Jahrhundert, schließen aber das späte 7. nicht ganz aus. Herr Dr. Dietrich Schwarz setzt die Inschrift aus paläographischen Gründen, auch wegen des Lateins, «das noch keine Resultate der karolingischen Grammatikreform zeigt», in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts. Er deutet die Inschrift:

WARNEBERTUS PRAEPOSITUS FIERI  
IUSSIT AD CONSERVANDAS RELIQUI-  
AS. SANCTI MARIE ET PETRI OPEM TRIBUANT  
IPSI PONTIFICI. AMEN

und übersetzt, «Sancti Marie et Petri» als eine Art Vokativ annehmend, der in der Konstruktion nicht weiter geführt wird: Propst Warnebertus ließ (das Kästlein) zum Bergen von Reliquien machen. Die Heiligen Maria und Petrus mögen diesem Bischof ihre Hilfe gewähren.

Mehr Spielraum läßt Herr Professor R. v. Heckel. Mit seiner Erlaubnis sei ein Teil seiner Erläuterungen wiedergegeben: «Die Inschrift scheint mir aus rein paläographischen Gründen in das 8. Jahrhundert gesetzt werden zu müssen. Sie hat noch eine Reihe merowingischer Elemente, weist aber schon die größere Gleichförmigkeit der karolingischen Inschriften auf. In dieser Hinsicht fehlen alle litteræ insertæ und alle Ligaturen (bis auf zwei), die für die Merowingerzeit so charakteristisch sind. Nichts spricht für spätere Zeit. In vielen Beziehungen sind die Buchstabenformen denen der Rotsvintdascheibe aus dem Trierer Arenakeller<sup>50</sup> verwandt, die R. Rauh mit m. E. guten Gründen in die ersten Jahrzehnte des 8. Jahrhunderts gesetzt hat. Die Inschrift des Reliquiars wird noch etwas jünger sein, könnte also etwa um 750 angesetzt werden. Besonders charakteristisch ist das O, das in der Rotsvintdainschrift erscheint und bei Paul Deschamps<sup>51</sup> für Ende des 7. bis Anfang des 8. Jahrhunderts genannt wird. Aus späterer Zeit kenne ich es nicht mehr. Das eckige C kommt noch bis in das 13. Jahrhundert vor, ist aber besonders für die Frühzeit bezeichnend. Das M in genau dieser Form finde ich bei Deschamps, p. 73 (wohl zufällig), nicht angegeben, dagegen bei Edmond Le Blant, Manuel<sup>52</sup>, für das 6. und 7. Jahrhundert verzeichnet; die Unzialform überhaupt ist natürlich auch bei Deschamps für die merowingische Zeit belegt; in der ausgebildeten karolingischen Schrift hat man es anscheinend für gewöhnlich vermieden und erst in der romanischen Zeit wieder eingeführt. Am wenigsten weiß ich über den charakteristischen Buchstaben U zu sagen.

<sup>47)</sup> Acta Sanctorum, Iunii tomus II, 1742, 8. Iunii, Vita S. Medardi, p. 85, 94.

<sup>48)</sup> Cottineau, Répertoire topo-bibliographique des abbayes et prieurés, 1937, col. 3052 (freundlicher Hinweis von Herrn Professor L. Kern).

<sup>49)</sup> Gams, Series Episcoporum, 1873, p. 632.

<sup>50)</sup> Die Scheibe wurde zwischen 1905 und 1909 im Keller der Arena zu Trier gefunden. P. Steiner, Schnitzereien aus dem Trierer Arenakeller, Trierer Zeitschrift, IX, 1934, S. 77f., 113f., Taf. 9. R. Rauh, Die Inschrift auf dem Pyxisdeckel der Rotsvintda, a. a. O., X, 1935, S. 17ff.

<sup>51)</sup> Paul Deschamps, Etude sur la paléographie des inscriptions lapidaires de la fin de l'époque mérovingienne aux dernières années du XIIe siècle, 1929, p. 75.

<sup>52)</sup> Edmond Le Blant, Manuel d'épigraphie chrétienne d'après les marbres de la Gaule, 1869, p. 42.

Das Überragen des Schafes unten ist jedenfalls in der Frühzeit häufig; ähnliche Formen finde ich bei Le Blant, p. 42, und sonst für das 7. bis 9. Jahrhundert belegt. Auf der Rotsvintdascheibe steht ein ähnliches U. Daß die Inschrift in das Ende des spätmerowingischen Zeitraumes fällt, darf scheinen mir zu sprechen: das L und E mit durchaus wagrechten Balken, das S, das A, das anscheinend nie den gebrochenen Balken hat, wie es in der Merowingerzeit üblich ist, und im ganzen die gleichmäßig neben einander gestellten ziemlich gleich großen Buchstaben.» Unabhängig hiervon äußert sich Herr Dr. A. Bruckner: «Vom epigraphisch-paläographischen Standpunkt aus möchte ich sagen, daß m. E. die Inschrift aus einer Epoche stammen muß, da wir noch ein lebendiges, aber provinzial bedingtes Latein vor uns haben, also vor dem 9. Jahrhundert. Formen wie fiere, ad conservando, pontefice sprechen unbedingt für romanische Gegend, oder doch zum mindesten für einen romanischen Schreiber, und dann auch für die Zeit vor der Spaltung in gelerntes, darum auch reineres Latein und die Vulgärsprachen. Damit stimmt der Schriftcharakter überein. Die eigenartigen Enden einzelner Buchstaben, z. B. bei E und T, weisen auf merowingische Zeit hin; auch die Verwendung des unzialen M läßt sich damit vereinen, vollends das O. Der Schrift nach würde ich auf Gallien schließen. Der Name Warnebertus ist auch nicht alamannisch. M. E. ist 8. Jahrhundert durchaus möglich, und zwar, je nach der Gegend und dem Atelier, sogar frühes 8. Jahrhundert.» Die Vergleichung mit der Inschrift des Sittener Altheusreliquiars (Abb. 14) läßt keinen Zweifel an dem älteren Charakter der Warnebertusinschrift, die ihrerseits mehr gemeinsame Züge mit der Teudericusinschrift in Saint-Maurice aufweist.

Läßt sich die Datierung der Inschriftenkunde mit dem Ergebnis der historischen Ermittlungen bis auf wenige Jahrzehnte in Einklang bringen, derart, daß von Seiten der Paläographie gegen eine Datierung der Warnebertusinschrift in das späte 7. Jahrhundert, neustrischen Ursprung vorausgesetzt, ein unbedingter Widerspruch wohl kaum zu erwarten ist, so kann anderseits die kunstgeschichtliche Stilkritik nur für die Vorderflächen des Kästlein von Beromünster den Ursprung in der Merowingerzeit zugestehen. Die übrigen Wände mit ihren Palmetten und Pflanzenranken sind frühkarolingisch. Eine gleichzeitig mit ihnen, um 800, erfolgte Fertigung der flechtbandgeschmückten Flächen wäre, wie zuvor dargelegt wurde, selbst in Gallien allenfalls durch weitere Beispiele, am ehesten aus dem Gebiet der frankosächsischen Buchmalerei, zu belegen. Für eine Vorwegnahme klassizistischer karolingischer Formen im 7. Jahrhundert aber fehlen Zeugnisse. Da auch der paläographische Charakter der Inschrift mit der Entwicklungsstufe der karolingischen Ornamentik kaum vereinbar ist, so ergibt sich die Notwendigkeit der Annahme, das Kästlein sei aus zwei Teilen von verschiedenem Alter zusammengesetzt. Die älteren Wände, die Inschriftplatte und die beiden Vorderseiten, sind Reste eines Reliquiars aus der Zeit um 675; das übrige wurde gegen 800 hinzugefügt. Dem ursprünglichen Aufbewahrungsort des kleinen Denkmals und unserer Kenntnis der merowingischen und frühkarolingischen Kunst in Neustrien entspricht die Annahme, daß das Kästlein sowohl in der ursprünglichen, wie auch in der endgültigen Gestalt in Soissons entstanden sei, gleich ihm auch das Utrechter Kästlein, dessen Ornamentik die Kenntnis der älteren wie der jüngeren Teile des Warnebertusreliquiars voraussetzt.

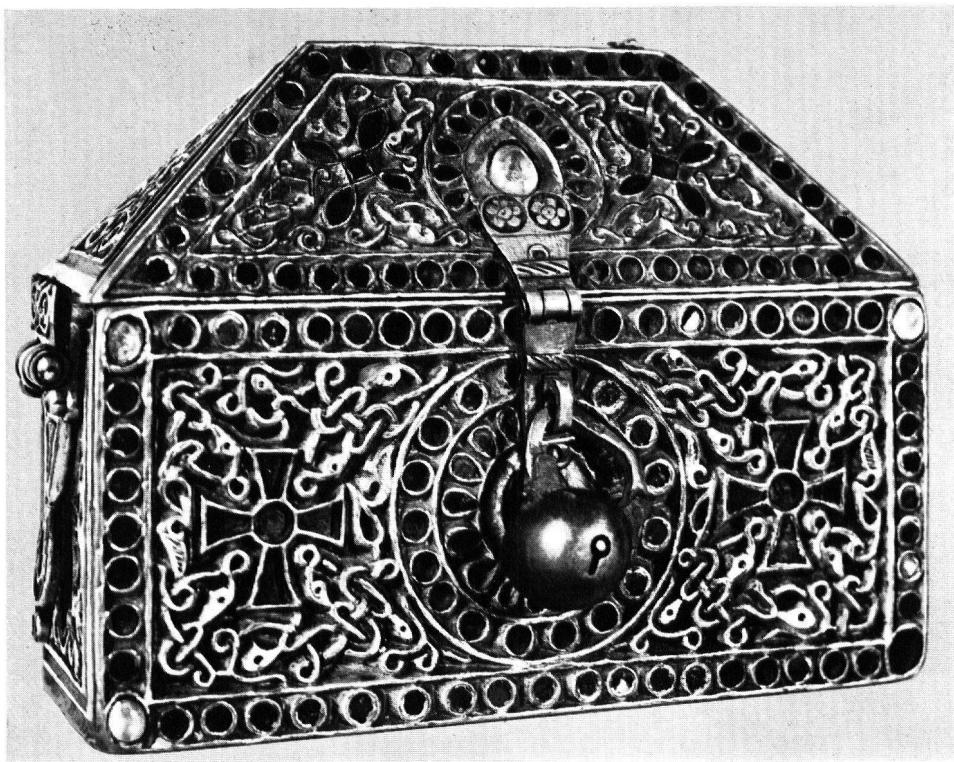


Abb. 1. Vorderansicht



Abb. 2. Rückansicht

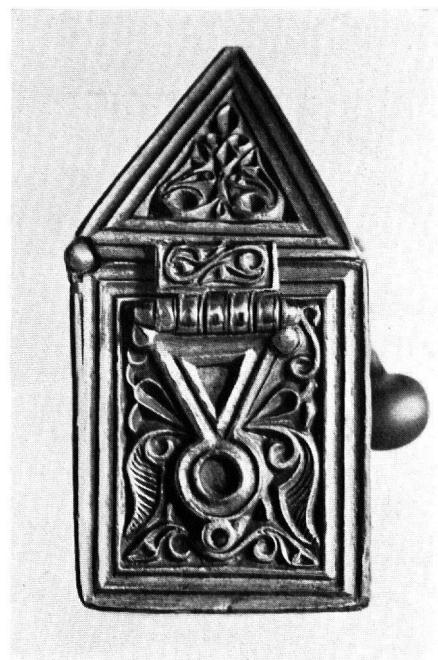


Abb. 3. Seitenansicht

BEROMÜNSTER, STIFTSSCHATZ. WARNEBERTUSRELIQUIAR  
Phot. Franz Kopp, Beromünster

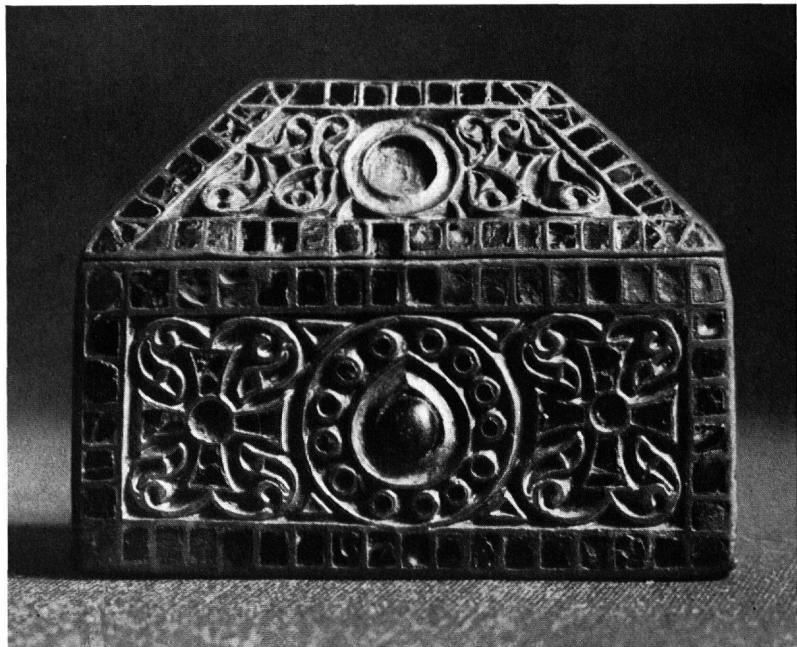


Abb. 4. Vorderansicht



Abb. 5. Seitenansicht

UTRECHT, ERZBISCHÖFLICHES MUSEUM. KÄSTLEIN AUS NYMWEGEN  
Phot. Erzbischöfliches Museum Utrecht



Abb. 6. Vorderansicht



Abb. 7. Seitenansicht

CHUR, DOMSCHATZ. VERSEHKÄSTLEIN  
Nach Kunstdenkmäler Graubünden I



Abb. 8. Rückansicht

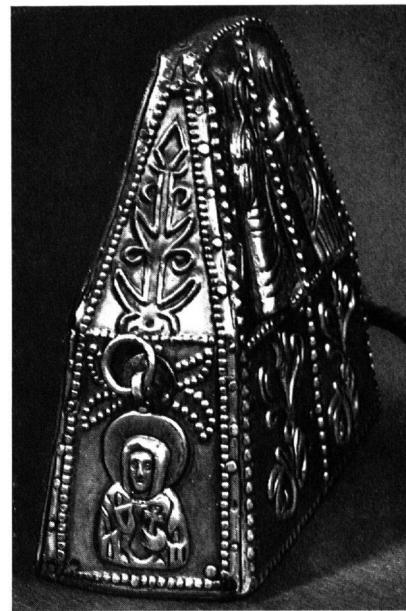


Abb. 9. Seitenansicht

SITTEN, DOMSCHATZ. ALTHEUSRELIQUIAR  
Phot. Kunsthistorisches Seminar Marburg



Abb. 10. Rückansicht

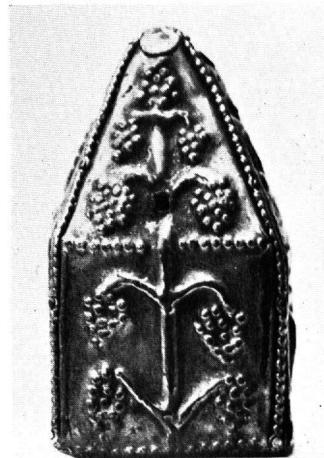


Abb. 11. Seitenansicht

MUOTATAL, PFARRKIRCHE. VERSEHKÄSTLEIN  
Nach Kunstdenkmäler Schwyz II

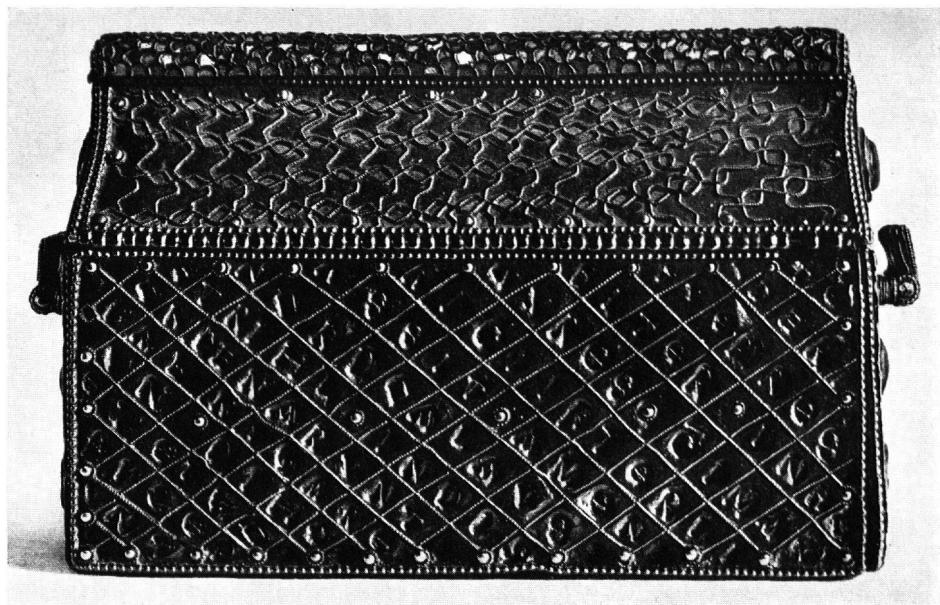


Abb. 12. Rückseite

SAINTE MAURICE, STIFTSSCHATZ. TEUDERICUSRELIQUIAR



Abb. 13. Bodenansicht

BEROMÜNSTER, STIFTSSCHATZ. WARNEBERTUSRELIQUIAR



Abb. 14. Bodenansicht

SITTEN, DOM. ALTHEUSRELIQUIAR